

Damaris Kofmehl

DJANGO
PERUS STAATSFEIND NUMMER EINS

SCM

Hänssler

SCM

Stiftung Christliche Medien

SCM Hänssler ist ein Imprint der SCM Verlagsgruppe, die zur Stiftung Christliche Medien gehört, einer gemeinnützigen Stiftung, die sich für die Förderung und Verbreitung christlicher Bücher, Zeitschriften, Filme und Musik einsetzt.

Dieses Buch basiert auf einer wahren Geschichte. Sie wird aus Damaris Kofmehls Perspektive weitergegeben und muss nicht unbedingt die Ansichten oder die Empfindungen von Dritten widerspiegeln. Einige Namen und Details wurden aus Gründen des Persönlichkeitsschutzes und anderen Gründen geändert.



© 2018 SCM Hänssler in der SCM Verlagsgruppe GmbH
Max-Eyth-Straße 41 · 71088 Holzgerlingen
Internet: www.scm-haenssler.de; E-Mail: info@scm-haenssler.de

Die Bibelverse sind, wenn nicht anders angegeben, folgender Ausgabe entnommen:
Neues Leben. Die Bibel, © der deutschen Ausgabe 2002 und 2006
SCM R.Brockhaus in der SCM Verlagsgruppe GmbH Witten/Holzgerlingen.

Umschlaggestaltung und Titelbild: Kathrin Spiegelberg, Weil im Schönbuch
Abbildungen S. 355-357: © Damaris Kofmehl
Satz: Breklumer Print-Service, Breklum
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Gedruckt in Deutschland
ISBN 978-3-7751-5780-3
Bestell-Nr. 395.780

INHALT

Prolog	9
1. Wie alles begann	15
2. Ein gefährlicher Plan	22
3. Mercedes	32
4. Lurigancho	44
5. El Frontón	54
6. Django	65
7. Banküberfälle	75
8. Der Kampf	84
9. Im Kreuzfeuer	91
10. Licht für Sitacocha	106
11. Maritza	115
12. Ein Coup mit Hindernissen	120
13. Erfolg und Niederlage	133
14. Verfolgungsjagd	142
15. Der Strandausflug	157
16. Liebe und Tod	169
17. Die Falle	177
18. Das Verhör	188
19. El Sexto	197
20. Der Fluchtplan	209
21. Fluchtversuch Nummer zwei	218

22. Operation Waffenschmuggel	226
23. Der Ausbruch	240
24. Bonnie und Clyde	252
25. Showdown	264
26. Verhaftet	279
27. Die Geiselnahme	291
28. Vier Worte	307
29. Im Angesicht des Todes	313
30. Licht und Schatten	328
31. Der letzte Ausweg	336
32. Miguel Castro Castro	343
33. Wie es weiterging	353
Nachwort von Damaris Kofmehl	355
Anmerkungen	359

1.

WIE ALLES BEGANN

*Meine liebe Aileen,
ich schreibe dir diese Zeilen, weil ich nicht weiß, ob ich den morgigen Tag überlebe, und falls ja, in welchem Zustand. Ich weiß, ich bin ein miserabler Vater gewesen. Du hättest allen Grund, mich zu hassen. Es tut mir so unendlich leid, dass ich nie für dich da war. Ich hab all deine Geburtstage verpasst, deine ersten Schritte, deinen ersten Schultag. Ich wünschte, ich könnte die Zeit zurückdrehen und noch mal von vorne anfangen. Wobei ich dir nicht mal versprechen könnte, dass ich es dann besser machen würde. Ich bin kein guter Mensch.*

Es gibt so vieles, was ich dir sagen möchte. Es gibt so vieles, was ich dir gerne erklären möchte. Aber du bist noch zu jung, um es zu verstehen. Ich werde deine Mutter bitten, dieses Heft sorgsam für dich aufzubewahren, bis du alt genug bist, es zu lesen. Ich hoffe, wenn du es liest, wirst du begreifen, wie sehr ich dich liebe. Ich habe dich immer geliebt. Daran darfst du niemals zweifeln.



Ich hielt inne und blickte auf die Zeilen, die im flackernden Kerzenschein aussahen, als würden sie tanzen. Ich fragte mich, ob die wenigen Stunden bis zum Morgen reichen würden, meiner Tochter all das zu schreiben, was mir auf der Seele lag. Ein Leben lässt sich nicht in einem einzigen Brief zusammenfassen, schon gar nicht das meinige. Dafür würde ich Wochen brauchen, vielleicht Monate. Doch so viel Zeit hatte ich nicht. Ich hatte genau

eine Nacht und ein paar Stunden des nächsten Morgens, bevor ich meinen grausigen Plan in die Tat umsetzen würde. Ich beschloss, einfach so lange zu schreiben, bis die Wachen meine Zellentür aufschlossen. Ich senkte den Bleistiftstummel auf das Papier und ließ meinen Gedanken freien Lauf.

Aileen, ich kann nur erahnen, was deine Mutter dir über mich erzählt hat. Bestimmt hast du auch so einiges in den Zeitungen über mich gelesen oder im Fernsehen über mich gehört. Aber ich hatte nie die Gelegenheit, dir aus meiner Sicht zu erzählen, wer ich bin und weswegen ich hier gelandet bin. Ich will versuchen, so ehrlich wie möglich zu dir zu sein und nichts auszulassen, selbst wenn es hässlich ist. Du sollst die Wahrheit erfahren, die ganze Wahrheit. Und sollten wir nie mehr die Möglichkeit haben, miteinander zu reden, so wünsche ich mir, meine liebe Aileen, dass dieser Brief dir hilft, zu verstehen, wer dein Vater wirklich gewesen ist und warum er getan hat, was er getan hat.

Aber lass mich von Anfang an erzählen ...

Sitacocha, 1954

6 Jahre alt

Ich bin am 5. August 1948 im Dorf Sitacocha, in der Region Cajamarca, hoch im Norden Perus geboren. Es ist eine sehr ländliche Gegend, fernab jeglicher Zivilisation und liegt auf knapp 3000 Metern Höhe. Transportmittel Nummer eins waren damals Pferde und Maultiere. Es gab keinen Strom und kein fließendes Wasser. Von unserem bescheidenen Backsteinhaus hatten wir eine atemberaubende Sicht auf die majestätischen Gipfel der schneebedeckten Anden. Unsere Nachbarn pflanzten Kartoffeln an und Mais, Zuckerrohr und Baumwolle. Meine Eltern waren ebenfalls Bauern. Wir hatten ein paar Alpakas, Hühner, Schafe und Ziegen und ein Fleckchen Land zum Bewirtschaften. Wir waren nicht reich, aber wir hatten alles, was wir zum Leben brauchten. Und wir waren glücklich.

Bis zu jenem schicksalhaften Tag, der alles veränderte. Ich war sechs Jahre alt, als es passierte. Meine Eltern waren mit dem Auto unterwegs und kamen in einer Passkurve am Cerro del Gavelan ins Schleudern. Ihr Auto überschlug sich und stürzte den Berg hinunter. Jede Hilfe kam zu spät, sie starben noch an der Unfallstelle. Und ich wurde von einem Tag auf den andern zum Waisen. Ich erinnere mich, als wäre es gestern gewesen, wie ich auf dem Friedhof stand, wie die beiden Särge an Seilen in die Erde hinabgelassen wurden und die grausame Wirklichkeit mich mit einer solchen Wucht einholte, dass ich kaum noch Luft kriegte. Ich fühlte mich furchtbar allein und hilflos.

»Erde zu Erde, Asche zu Asche, Staub zu Staub«, leierte der Pater monoton seinen Text herunter, während ich in einem Meer von Tränen versank und mich fragte, was denn jetzt aus mir werden sollte. Ich hatte niemanden mehr auf der Welt. Vom Rest der Beerdigung bekam ich kaum etwas mit. Irgendwann spürte ich eine Hand auf meiner Schulter. Für einen Moment dachte ich, es wäre meine Mutter. Aber es war Tante Delia aus Trujillo, die mit ihrem Mann zur Beerdigung angereist war.

»Du musst dich verabschieden, Oswaldo«, sagte sie leise.

Erst jetzt bemerkte ich, dass außer uns beiden niemand mehr am Grab stand. Ich trat einen Schritt vor und blickte hinunter auf die beiden Särge. Dort lagen sie, meine geliebten Eltern, bedeckt von Rosen und Nelken. Nie wieder würde meine Mutter mich zum Ziegenmelken schicken, nie wieder würde mein Vater mit mir durch die Maisfelder schlendern und mir Geschichten von den Inkas erzählen. Ich streckte die Hand aus und ließ die Rose, die ich die ganze Zeit über mit meinen kleinen Fingern umklammert hatte, los. Sie segelte hinab in die Tiefe und blieb auf dem Sarg meiner Mutter liegen. Nur schwer konnte ich mich vom Grab meiner Eltern losreißen. Ich stolperte wie ein Schlafwandler hinter Tante Delia her. Draußen vor dem gebogenen Friedhofstor wartete bereits Tante Carmen auf mich. Ich kannte sie nicht. Aber Tante Delia stellte sie mir vor und sagte, sie wäre die Schwester meines Vaters und wäre gekommen, um mich mit nach Lima zu nehmen.

»Glaub mir, Oswaldo, es ist das Beste so. Tante Carmen und Onkel Tinoco werden gut für dich sorgen.« Sie gab mir einen Kuss auf die Stirn. »Hasta luego, mein Kleiner. Pass gut auf dich auf.«

Ich schluckte, während sich meine Augen erneut mit Tränen füllten. Tante Carmen aus Lima ergriff meine Hand und zog mich mit sich fort.

»Wir müssen los, Oswaldo. Es ist eine weite Reise bis zur Hauptstadt«, sagte sie. »Der Bus fährt in einer Stunde.«

Sie drückte meine Hand so fest, dass ich meinen eigenen Puls darin fühlen konnte. Bestimmt wollte sie verhindern, dass ich weglief. Und das hätte ich am liebsten auch getan. Ich wollte nicht fort aus Sitacocha. Hier war mein Zuhause, meine Heimat, hier waren meine Freunde. Hier war alles, was ich kannte. Ich war noch nie außerhalb von Cajamarca gewesen, geschweige denn in einer größeren Stadt. Und jetzt sollte ich ausgerechnet nach Lima ziehen, in eine Megametropole mit acht Millionen Einwohnern – meine Eltern hatten mir einmal davon erzählt. Und das mit einer wildfremden Frau, die behauptete, meine Tante zu sein. Alles in mir sträubte sich dagegen, mit ihr zu gehen. Aber ich hatte keine andere Wahl. Eine Stunde später saß ich mit hängenden Schultern und tränenverschmiertem Gesicht neben Tante Carmen im Bus, der uns nach Lima bringen würde. Als die letzten Hütten von Sitacocha an mir vorbeizogen, spürte ich, dass meine unbeschwertere Kindheit endgültig vorbei war.

Lima und Callao, 1954–1965

6–17 Jahre alt

Wir erreichten Lima am nächsten Morgen nach einer fünfzehnstündigen Busfahrt. Ich drückte meine Nase an die getönte Fensterscheibe und kam aus dem Staunen nicht mehr heraus. All die breiten Straßen, der stockende Verkehr, die Lichter, die Hochhäuser, die riesigen Werbeplakate, die Tausenden von Menschen, die hektisch durcheinanderliefen und es alle furchtbar eilig hatten, irgendwohin

zu kommen. Es war unglaublich. So etwas hatte ich noch nie gesehen. Ich kam vom Land, wo jeder jeden kannte, wo man einander freundlich grüßte, wenn man sich begegnete und immer Zeit für ein Gespräch hatte. In Sitacocha sah man Frauen mit bunten Röcken und langen schwarzen Zöpfen am Straßenrand sitzen und Früchte und Gemüse verkaufen. Man sah Männer in Ponchos Lamas und Alpakas vor sich hertreiben. Man hörte die Kirchenglocken, das Gackern von Hühnern und das Gelächter von Kindern, die auf verstaubten Straßen Fußball spielten. Die Geräuschkulisse von Lima hingegen war eine ganz andere. Sie war laut und aggressiv, geprägt von heulenden Motoren, konstantem Hupen und Trillerpfeifen der Verkehrspolizisten, die mit roten Köpfen versuchten, Ordnung in das hoffnungslose Gewirr aus Menschen, Lastwagen, Autos, Mofas und Händlern mit Schubkarren zu bringen. Alle schienen gestresst und genervt. Ein Dunstschleier hing über der Stadt, sodass man die Sonne nur als unscharfen Lichtpunkt am grauen Himmel erkennen konnte. Die Luft war so verpestet, dass ich das Gefühl hatte, nichts als Abgase einzuatmen.

Tante Carmen und Onkel Tinoco lebten nicht direkt in Lima, sondern in Callao, der Hafenstadt, die nahtlos an die Hauptstadt anknüpfte. Direkt am Hafen ragte die Ölraffinerie La Pampilla in die Höhe, die aussah wie ein düsteres, feuerspuckendes Stahlgebilde aus einem Science-Fiction-Film.

Ich gewöhnte mich erstaunlich schnell an das Leben in der Großstadt, was ich hauptsächlich Tante Carmen und Onkel Tinoco zu verdanken hatte. Die beiden waren herzensgute Menschen und nahmen mich an wie ihren eigenen Sohn. Eigene Kinder hatten sie keine. Ich vermisste meine verstorbenen Eltern schmerzlichst. Doch über die Monate hinweg verblasste mein altes Leben immer mehr, und ich war dankbar und glücklich, eine neue Familie gefunden zu haben. Meine Tante nannte ich liebevoll Mamita. Mein Onkel – ihn nannte ich Onkel Tinoco – war mir ein großes Vorbild. Er war ein rechtschaffener Mann, er trank nicht, er rauchte nicht, und niemals hörte ich auch nur ein einziges Schimpfwort über seine Lippen kommen.

Ich war ein aufgewecktes Bürschchen und ein Energiebündel, das kaum zu zähmen war. Mehr als fünf Minuten still zu sitzen war die reinste Tortur für mich. Dementsprechend qualvoll war meine Schulzeit. Außerdem prügelte ich mich ständig, sowohl auf dem Schulhof als auch auf der Straße. Mamita wurde fast jede Woche meinetwegen zum Schuldirektor zitiert, weil ich wieder irgendetwas angestellt hatte. Sie wusste bald nicht mehr, was sie mit mir machen sollte, und hielt mir jedes Mal eine ordentliche Standpauke.

»Mein Sohn, du bringst mich noch ins Grab mit deinem schlechten Benehmen! Sei nett zu deinen Lehrern und Mitschülern! Ist das denn zu viel verlangt?«

Meine Tante hatte einen Obststand vor dem Geschäftsgebäude der Tageszeitung »Ultima Hora«, zwischen der Straße Lazareto und Tacna Norte, einen Kilometer von der Küste entfernt. Dort lernte ich nach und nach alle Jungs vom Quartier kennen. Fast alle waren älter als ich, aber wir wurden schnell Freunde. Damals wusste ich noch nicht, dass die meisten von ihnen später eine kriminelle Laufbahn einschlagen würden – genau wie ich. Ich hatte keine Ahnung, dass hier, in meinen unbeschwerten Jugendjahren, der Grundstein für wertvolle verbrecherische Kontakte gelegt wurde, ein Untergrundnetzwerk, von dem ich mein Leben lang profitieren sollte. Hier traf ich zum ersten Mal auf Roca, Maradona, Moskito, Flaco, Gringo und Pistolita, um nur ein paar zu nennen. Auch meine besten Freunde und Verbündete, Nacho und Kike, lernte ich hier kennen. Wir spielten zusammen Fußball auf der Straße und besserten unser Taschengeld auf, indem wir Zeitungen austrugen.

Mit sechzehn beendete ich meine zermürende und ziemlich unrühmliche Schullaufbahn. Ich hätte nicht sagen können, wessen Erleichterung größer war, meine oder die meiner neuen Eltern. Doch jetzt gingen die Probleme erst richtig los. Anstatt mich wie ein braver Junge um eine Lehrstelle zu bemühen, hing ich lieber mit den Mädchen im Park ab oder zog mit meinen Freunden um die Häuser. Ein ganzes Jahr lang tat ich nichts anderes, als mich

zu amüsieren. Ich war jung, attraktiv und ziemlich eingebildet. Über die Zukunft machte ich mir keine großen Gedanken. Alle paar Wochen hatte ich eine neue Freundin. Ich hatte keinerlei Verpflichtungen, keinerlei Verantwortungsgefühl, das Leben war schlicht und einfach großartig. Nacho, Kike und ich waren unzertrennlich und für jeden Mist zu haben. Bis zu dem Tag, als unsere Dummejungenstreiche nicht mehr ausreichten für einen Adrenalinkick und wir uns nach etwas Größerem umsahen ...